

Johannes Richter: Dekonstruktion, Macht und „helfende Beziehung“ – Wie wir kritische Soziale Arbeit und Disability Studies zusammen denken können

(Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 20.10.2014)

Zusammenfassung: Der Beitrag fragt nach den Parallelen von Disability Studies und (kritischer) Sozialer Arbeit. Anlass ist der im April d.J. vollzogene Wechsel des ZeDiS an die Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie in Hamburg. In der handlungswissenschaftlichen Fachdebatte wird zur Markierung der in Frage stehenden Schnittstellen gewöhnlich auf Schlagwörter wie „Differenz-Sensibilität“, „Inklusion“ usw. zurückgegriffen. Der Handlungsbezug führt dabei nicht selten zu einer Verkürzung bzw. Trivialisierung der zugrunde liegenden theoretischen Bezüge und Grundannahmen. Diese sollen im Vortrag „eingeholt“ werden und zwar auf drei Ebenen: Zunächst wird durch einen Ausflug in die Geschichte verdeutlicht, dass der Gegenstandsbezug von Disability Studies und Sozialer Arbeit eher die disziplinäre Aufspaltung als das Zusammengehen beider Perspektiven problematisch erscheinen lässt. Im Folgenden wird dann die anti-methodische „Haltung“ der Dekonstruktion näher erläutert und auf den Machtbegriff als verbindende soziologische Kategorie bezogen. Abschließend wird diskutiert, inwiefern die „helfende Beziehung“ de-konstruktivistisch reformulierbar ist ohne zentrale ethische Grundsätze aufzugeben.

Der Hintergrund meines Vortrags ist der Wechsel der Trägerschaft des ZeDiS von der Universität Hamburg zur Stiftung des Rauhen Hauses, konkret: die seit April d.J. bestehende Kooperation der Ev. Hochschule Hamburg mit dem ZeDiS. Damit zusammen hängt die Frage, wo es eigentlich Schnittmengen gibt zwischen den Perspektiven, die die Disability Studies verfolgen, und Fragen und Problemzusammenhänge, auf die die prekäre Disziplin Sozialer Arbeit reflektiert. Ich setze die Grundprämissen der DS voraus und wähle den Zugang über die Soziale Arbeit, genauer: einer sich kritisch verstehenden Sozialen Arbeit. Im Zentrum meines Gedankenganges stehen dabei die drei im Titel genannten Begriffe und Konstrukte sowie die dazugehörigen Sozialen Praktiken. Meine Überlegungen haben Skizzencharakter.

Beginnen will ich meine Ausführungen mit einem Ausflug in die Geschichte, weil dieser meines Erachtens deutlich macht, dass eine sozialwissenschaftlich-dekonstruktivistische Perspektive gar nicht anders kann, als die Phänomene und Gegenstände beider Zugänge zusammen zu denken.

1 Ein historischer Ausflug an die Grenze von Ohlsdorf und Alsterdorf

Im Jahr 1883 eröffnete in Hamburg die Zwangserziehungsanstalt für „verwahrloste“, schulpflichtige Jungen ihr Pforten – wenn man so will eine staatliches Konkurrenzangebot zur Wichernschen Rettungsanstalt in Hamburg Horn, dem „Rauhen Haus“, meinem aktuellen Arbeitgeber. Die Einrichtung hatte 130 Plätze, war aber anders als die Horner Einrichtung nach dem Kasernensystem strukturiert: Leicht zu überwachende Korridore, Abschließung nach außen, Parzellierung des Raumes bestimmten die Struktur. Zur Einweisung der Kinder wurde eigens eine neue Behörde ins Leben gerufen: Die Zwangserziehungsbehörde. Der ausdrückliche Verweis auf „Zwang“ in der Bezeichnung von Institution und Behörde markierte, so könnte man meinen, einen markanten Kurswechsel der Jugendfürsorgepolitik, nämlich die Abkehr vom liberalen Nachtwächterstaat. Aber so einfach ist es nicht. Zum einen hatte die Zwangserziehungsanstalt nämlich institutionelle Vorläufer, die bis in die Vormärz‘ zurückreichten. Zum anderen aber wurde das Freiwilligkeitsprinzip, das in der privatwohltätigen Rettungshausarbeit zentral stand, nicht einfach aufgegeben: Auch in die Hamburger Zwangserziehungsanstalt in Ohlsdorf wurden die meisten Jugend zunächst auf Drängen ihrer Eltern oder Vormünder eingewiesen. Sie nutzen die Einrichtung, um ihre Kinder zur Raison zu bringen. Insubordination, Schuleschwänzen, kleinere Delikte, gaben den Grund für die Einweisung ab. Interessanter Weise nahm das Ansehen des Rauhen Hauses in der erwachsenen Hamburger Bevölkerung etwa zeitgleich ab: Vor allem die kleinbürgerlichen und proletarischen Schichten misstrauten nicht ohne Grund den „Muckern und Frömmlern“ immer mehr und außerdem verfehlte auch die Drohung der Vorsteher des Rauhen Hauses, die Eltern zur nachträglichen Alimentierung ihrer Kinder im Falle eigenmächtiger Rücknahme derselben, nicht ihre Wirkung (Richter 1911: 234ff.). Dagegen erfolgte die Zwangserziehung in Ohlsdorf ganz und gar auf Staatskosten.

Die Einrichtung wurde, und hier zeigte sich eine wichtige Parallele zum privatwohltätigen Konkurrenzangebot in Hamburg-Horn, auf der grünen Wiese errichtet. Der Grund war hier nicht nur billig, man wollte die Kinder auch fernab der schädlichen großstädtischen Einflüsse unterbringen. Anders als im Falle früherer halbstaatlicher Besserungseinrichtungen hielt man außerdem die Einrichtung nicht mehr für geeignet, die Wohlfahrt der Stadt für alle gut sichtbar zur Schau zu stellen.

Das Gebäude existiert heute nicht mehr, es wurde Ende der 1970er Jahre abgerissen. Eine 1911 ausgelagerte Zweiganstalt für „verwahrloste“ Mädchen dagegen, nur ein Steinwurf entfernt von der Jungenanstalt, besteht bis heute: Der Anstaltskomplex in der Feuerbergstraße, heute Sitz des Kinder- und Jugendnotdienst und vor einigen Jahren ins Zentrum öffentlichen Interesses gerückt, als die Regierung Schwarz-Schill eine geschlossene Einrichtung für Jugendliche „Systemsprenger“ angliederte.

Bereits lange Jahre vor seinem Abriss, genauer gesagt im Jahr 1933 (!) wurde das Gemäuer, das für die Zwangserziehung errichtet worden war, allerdings einer anderen Bestimmung zugeführt. Die benachbarte Einrichtung der Alsterdorfer Anstalten expandierte dermaßen,

dass sie den Gebäudekomplex gleichsam schluckte. Seit den 1930er Jahren wurde im „Stadtheim“ bzw. im „Haus Wittenberg“ „Behinderte“ untergebracht, ab 1974 dann wurde das Gebäude für die Arbeitstherapie genutzt.

Ist die räumliche Nähe der beiden Einrichtungen ein Zufall, dem Umstand geschuldet, dass der Grund hier noch erschwinglich war? Ich glaube nein. Die Ausdifferenzierung des Hamburger Anstaltssystems, das einher ging mit einer Vervielfältigung der „klinischen“ Disziplinen, darf nämlich nicht darüber hinweg täuschen, dass die Funktion gesellschaftlichen Ausschlusses das bestimmende Element aller war und blieb.

Das auch den Adressat_innen entsprechender ausschließender Arrangements der Zusammenhang nicht verborgen blieb wird eindrücklich an der Aussage Valeska Dorns deutlich, die 1939-1942 im Mädchenheim Feuerbergstraße festgehalten wurde:

„Ab zum Rapport, zur Oberin Cornelius. Beim Stehlen erwischt. Ab in den Bunker. Heil Hitler! Nicht erziehbar für Gruppe 7. Ab in die Heimgruppe. Mit Gartenarbeit ist es aus. In der Heimgruppe fast nur Einzelzimmer, kommst da schon ins Grübeln, wo kommen die geisteskranken Männer und Frauen hin? Wenn du bei der Gartenarbeit bist, die Lastwagen siehst du die Sengelmanstraße runterfahren, kommen rein in die Alsterdorfer Anstalt. Nur durch einen Zaun und Graben getrennt hörst du das Weinen von den geistig behinderten und mongoloiden Kindern, die ja keine Menschen sind und ausgerottet werden müssen genauso wie Zigeuner, Juden, Homos, Lesben, Mischehen verschiedener Rassen. Durch Zufall hörte ich durch einen von den Männern, die die Wäsche abholen für die Männerhäuser, weil ich jetzt in der Waschküche bin, die kommen alle nach Grafeneck.“ (Ebbinghaus 1987: 105)

Mir ist bewusst, dass die Gleichsetzung Sozialer Arbeit mit der „Jugendfürsorge“, oder wie es ab 1991 heißt: der „Jugendhilfe“, eine unzulässige Engführung darstellt. Auch hat Klaus Dörner darauf hingewiesen, dass die Hervorhebung des NS in der Psychiatriegeschichte problematisch ist, weil ihr die langen 1890er Jahren, die Jahre der „stillen“ Euthanasie vorausgegangen waren (Dörner 2011: 4).

Gleichwohl ist Michael Wunder zuzustimmen, wenn er im Vorwort zur jüngst erschienenen Studie zu den Alsterdorfer Anstalten in den 1950er-70er Jahren die Ausparung der Missstände und Vorfälle in der Behindertenhilfe durch den Runden Tische Heimerziehung anprangert und feststellt: „Umso mehr war es deshalb vor dem Hintergrund der großen strukturellen Ähnlichkeiten der damaligen Heimerziehung und der Behinderteneinrichtungen Aufgabe unserer Aufarbeitung, der Frage von Gewalt und Missbrauch in den damaligen Alsterdorfer Anstalten nachzugehen.“ (Wunder 2013: 11)

Dementsprechend ist die antiinstitutionalistische Perspektive eine der zentralen Schnittmengen progressiver Sozialer Arbeit und der DS, gerade auch insofern sie einem politischen Selbstverständnis verpflichtet sind. – Ich werde auf diesen Punkt später noch einmal zurückkommen.

2 (De-)Konstruktion

Es genügt nun aber nicht, nur darauf zu schauen, wo DS und kritische Soziale Arbeit in politischer Programmatik bzw. bezogen auf ihre Handlungsorientierung zusammengehen. Durch die von Pragmatismus bestimmte inflationäre Rede von „Differenz-Sensibilität“, „Inklusion“ usw., so habe ich nämlich den Eindruck, geraten die gemeinsamen, zuweilen aber auch trennenden theoretischen Bezüge leicht aus dem Blick.

Ein theoretischer Bezug, auf den sich DS und Soziale Arbeit vermutlich schnell einigen können, ist die des soziologischen Konstruktivismus. Zentrale Unterscheidungen und Einheiten, die die „klinischen“ Wissenschaften vormals als invariant, gegeben, wesensmäßig einer Sache zugehörig oder alltagssprachlich als „natürlich“ betrachtet wurden, werden als sozial hergestellt und funktionalisiert erkannt. Das gilt für das Konstrukt „Behinderter“ genauso, wie für „das Kind“. Wir können inzwischen ziemlich genau angeben, wann und unter welchen Umständen beide entstanden sind und welche Wirkungen ihre Etablierung nach sich zogen. Außerdem kann auf den unterschiedlichen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens im Detail nachvollzogen werden, wie die genannten Konstrukte gestützt, durch beschönigende Bezeichnungen ersetzt oder tatsächlich unterhöhlt wurden. Das gilt auf der Ebene der zwischenmenschlichen Interaktion ebenso, wie auf der Ebene von etablierten Redeweisen und Institutionen und nicht zuletzt auf der Ebene relativ stabiler, zeitüberdauernder Strukturen in Recht, Ökonomie und staatlicher Verfasstheit.

Ich hadere ein bisschen mit dem Etikett „kritisch“, weil es meines Erachtens gegenwärtig auch dazu genutzt wird, sich von „den Anderen“, „den Unkritischen“ zu distanzieren und somit den Austausch erschwert. Aber ich glaube doch, dass es weder in der akademisierten Sozialen Arbeit noch den Zugängen, die unter DS zusammen gefasst werden, selbstverständlich ist, alle drei Ebenen in ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit und ihrem Gewordensein in den Blick zu nehmen. „Kritisch“ wäre in einer ersten Annäherung aber genau dies zu tun.

In einer, auf der phänomenologischen Theorietradition fußenden, interaktionistischen Lesart bildet der konstruktivistische Ansatz bis heute einen wichtigen theoretischen Bezugspunkt der Sozialen Arbeit. Konkreter gesagt: die Lebensweltorientierung ist ohne phänomenologisch-konstruktivistische Untermauerung nicht zu denken. Ein Schlüsselwerk bildete in dieser Hinsicht Berger/Luckmanns 1969 erschienenes Werk „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“. Dass soziale Wirklichkeit über wechselseitige Typisierungen in konkreten Situationen gemeinsamen Kommunizierens und Handelns gleichsam hergestellt wird, in ihrer nachträglichen Verobjektivierung uns jedoch als gesetzt und unabänderlich gegenüber tritt, ist eine Erkenntnis, die relativ bruchlos an die derzeit breit diskutierte intersektionelle Perspektive angekoppelt werden kann. Die Rede vom „doing gender“ kann analog auch auf andere Kategorien ausgeweitet werden. Wir könnten dann vom „disabling“, genauso wie vom „doing age“, vom „doing class“ usw. sprechen und vor allem können wir die Überlappungen dieser Praktiken und die daraus abgeleiteten, je spezifischen

Positionierungen der angerufenen Menschen studieren. Das könnte man dann als De-Konstruktivismus bezeichnen.

Aber die interaktionistische Ausprägung des Konstruktivismus, mit seiner Betonung von situativem Handeln, hat auch erhebliche Schwächen. „Institutionen“ geraten bei Berger/Luckmann beispielsweise nur in ihrer allgemeinsten, gewissermaßen anthropologischen Qualität, nämlich als wechselseitige Typisierungen routinierter Interaktionssequenzen in den Blick. Goffman, ein anderer, von beiden Perspektiven hoch geschätzter Vertreter des Interaktionismus, spezifiziert diesen Institutionenbegriff zwar wieder, indem er in Bezug auf Psychiatrien und Heime von „totalen Institutionen“ spricht. Er kann aus diesem Grund auch die in meiner Einleitung erwähnten strukturellen Ähnlichkeiten von „Bewahranstalten“ gut einfangen. Allerdings geschieht das um den Preis, die größeren historischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge, aus dem Blick zu verlieren. Das erweist sich vor allem dann als problematisch, wenn Großanstalten durch Wohngruppen und Kleinstheime ersetzt werden und „Machtprozesse“ nur noch im Mikrobereich zu beobachten sind (Wolf 1999: 111-117; vgl. zur Weiterentwicklung des Konzepts mit Bezug auf die Alsterdorfer Anstalten auch: Engelbracht/Hauser 2013: 148ff.). Hinzu kommt, dass Goffman einen wesensmäßigen Begriff von Identität voraussetzt: Die „totale Institution“, beschränkt, beschädigt, zerstört das „bürgerliche Selbst“. Dessen Konstitutionsbedingungen selbst werden aber nicht hinterfragt.

Die „De-Konstruktivistische“-Perspektive geht aber nicht in der soeben skizzierten interaktionistischen Lesart sozialer Konstruktionsleistungen auf. Beim De-Konstruktivismus handelt es sich um ein „poststrukturalistisches“ Konzept, das vor allem mit dem Namen des algerisch-französischen Philosophen Jaques Derrida verbunden ist - vor kurzem erst wurde ihm auf Arte und der taz anlässlich seines 10. Todestages gedacht. Ich kann hier nicht differenziert auf sein Theoriegebäude und philosophisch-methodisches Grundverständnis eingehen, sondern zeichne seinen Beitrag zu einer erweiterten gemeinsamen Perspektive von Sozialer Arbeit und DS mit Heiko Kleve, einem Berliner Sozialarbeitskollegen nach.

Der Dekonstruktivismus à la Derrida, wendet sich ausdrücklich von methodischen Zugängen des Verstehens, also der Hermeneutik ab. Ging der hermeneutische Zugang davon aus, dass ein Text zurückgreifend auf einen geteilten, sprachlich vermittelten Sinnhorizont durch gründliches, interpretierendes Lesen erschlossen werden kann, betont Derrida, dass Texte gerade durch in sie eingelagerte Widersprüche „Sinn“ ergeben können. „Sinn“ wird in dieser Wortbedeutung von der Autorenschaft und der ihr unterstellten Absicht abgekoppelt. Ja mehr noch, das Subjekt selbst wird als letztgültige Einheit in Frage gestellt. „Sinn“ im herkömmlichen Sinn, gibt es nach Derrida deshalb gar nicht. Dekonstruktivismus sei vielmehr gleichzusetzen mit der „Erfahrung des Unmöglichen“ (Steinfeld 2010). Diese Auffassung schlägt sich notgedrungen auch im Sprachgebrauch nieder. In den alltagssprachlichen Gebrauch übergegangene Kofferwörter wie „Gouvernementalität“ (zusammengesetzt aus „Gouvernement“ und „Mentalität“), „Glokalisierung“ (zusammengesetzt aus „Globalisierung“ und „Lokalisierung“) usw. verdanken wir letztlich der Analyse Derridas.

Außerdem muss hervorgehoben werden, dass mit einem „Text“ nicht etwa nur eine schriftliche Niederlegung gemeint ist. Auch die Architektur eines Gebäudes, und da wären wir wieder beim Ausgang meines Vortrags, kann mit Derrida als Text begriffen werden. Wenn mein Kollege Tilman Lutz in seiner Studie zum „Rauhen Haus“ in den 1950er und 60er Jahren in Weiterentwicklung des Goffman'schen Konzepts vom „doppelten totalen Haus“ spricht, so liegt dem, wie ich glaube, ein ähnliches Verständnis zu Grunde. Er will damit Merkmale der Institution charakterisieren, die nicht in einem Begriff zu vereinheitlichen sind. Sie springen vielmehr beim Querlesen von Verwaltungs- und Personenakten, sowie der mündlichen Aussagen ehemaliger Bediensteter ins Auge (Lutz 2010: 32).

Verallgemeinert zu einer wissenschaftlichen „Haltung“ heißt das dann: „Dekonstruktive Reflexionstheorien gehören (...) zu einer ‚Kultur des blinden Flecks‘, denn sie machen es sich zur Aufgabe, die ‚blinden Flecken‘ von Theorien aufzuzeigen, indem sie die nicht eigens theoretisch explizierten oder explizierbaren (...) Ausgangsunterscheidungen unterscheiden, um einzublenden, was bezüglich eines Gegenstandsbereiches ausgeblendet wird (...). Derartige Reflexionstheorien sind ‚sensibel für Differenzen und Ausschlüsse‘, sie praktizieren das ‚Einblenden des Ausblendens‘, es geht ihnen um eine ‚Lektüre der Welt, die das Ausgegrenzte wieder ans Licht bringt‘.“ (Kleve 1999: 47)

Der verbindende Zugang von DS und kritischer Sozialer Arbeit, so lassen sich die bisherigen Ausführungen zusammenfassen, ist also gleichbedeutend mit einer doppelten, herrschaftskritischen Stoßrichtung: Kritik an den gesellschaftsstabilisierenden und latent oder offen gewalttätigen institutionellen Praktiken und Kritik der herkömmlichen, im aufklärerischen Denken wurzelnden erkenntnistheoretischen Grundpositionen. Beide Kritiken, zumindest insofern sie die Soziale Arbeit betreffen, sind „selbstreflexiv“, weil sie organisatorische Strukturen der Profession und theoretische Denkgewohnheiten der Disziplin hinterfragen. Ob gleiches für die DS zutrifft, kann hier erst einmal dahin gestellt bleiben (vgl. hierzu die Anfragen von Dannebeck 2012).

Nicht weiter verwunderlich ist, dass „Macht“ eine zentrale Kategorie beider Zugänge ist. Ich will deshalb einige skizzenhafte Anmerkung zum Gebrauch des Begriffs anschließen.

3 Macht und Bemächtigung

„Macht“ ist als Begriff in den Sozialwissenschaften nicht nur in Bezug auf seinen Bedeutungsumfang sondern auch hinsichtlich seiner konzeptuellen Ausformulierung umstritten. In der interaktionistischen Perspektive, wie sie etwa Goffman und Berger/Luckmann vertreten wird, ist von „Situations-“ und von „Definitionsmacht“ die Rede. Die oben angedeuteten Schwächen der Perspektive lassen sich auch am Machtbegriff aufzeigen.

Einflussreich ist, sowohl in den DS als auch der Sozialen Arbeit, sodann die Foucaultsche Fassung der entpersonalisierten, produktiven „Macht“ geworden, die sich in

institutionalisierten Redeweisen, sogenannten Diskursen, entfalten. Michel Foucault hat sie bekanntlich im Zuge seiner historischen Analyse der Psychiatrie und des Gefängnisses entwickelt. Der Begriff „Disziplin“ steht in seiner doppelten Wortbedeutung hier zentral. Insbesondere die Unterscheidung von verhindernder, klassifikatorischer Disziplinarmacht alten Stils und einer auf die Prozesse des Lebens selbst gerichteten Regulationsmacht ist für die Analyse sich verändernder sozialer Praktiken, wie sie in der Dezentralisierung stationärer Versorgungsstrukturen und die Ambulantisierung sozialer Dienstleistungen zum Ausdruck gelangen, von erheblicher Bedeutung.

Für meine folgenden Überlegungen ist allerdings der Machtbegriff von Hannah Arendt entscheidend. Diese grenzt „Macht“ ausdrücklich gegen „Gewalt“ ab und bestimmt sie positiv als Möglichkeit, Einfluss auf die Gestaltung des Zusammenlebens zu gewinnen. Macht ist ihr zufolge nicht an eine hierarchische Ordnung gekoppelt und lässt sich prinzipiell nicht „speichern“ (Arendt 2003). Dieser Macht-Begriff ist anschlussfähig an die Strategien des „Empowerment“ als Element eines dialogischen Verständnisses von Bildungs- und Emanzipationsprozessen. Erprobt wurden diese zunächst in den amerikanischen Bürgerrechtsbewegungen der 1960er Jahre. Wenige Jahre später adaptierten sie europäische Aktivist_innen (Kraushaar 2000: 53ff.). Selbstbemächtigung wurde als Befreiungsakt auch und gerade gegenüber der Abhängigkeit von professionellen Helfer_innen verstanden: Sie sollte Auswege aus der „Fürsorgefalle“ aufzeigen, die „fürsorgliche Belagerung“ aufsprengen (Hermes 2010: 3). Insofern geht sie immer mit einer Expertenkritik einher und setzt auf politische Optionen, die von „Selbsthilfe“-Bewegungen getragen werden. Wir haben hier, neben der Attackierung von Institutionen und der radikalen De-Konstruktion von als sicher geglaubter Begriffen und Wissensbeständen eine dritte Ebene der Kritik vor uns, nämlich die der konkreten Helfer_innen-Beziehung.

„Empowerment“ und „Dialogisches Prinzip“ sind, so lässt sich relativ einfach aufzeigen, zentrale Elemente sowohl einer sich kritisch verstehenden Sozialen Arbeit als auch der DS. Man kann das an den Titeln dieser Vorlesungsreihe und auch jüngeren Publikationen ablesen. Allerdings lässt sich zumindest für die Sozialen Arbeit auch schon seit Jahren eine Absetzungsbewegung gegenüber einem Selbstverständnis beobachten, das auf Aushandlung und Politisierung setzt. Darin aber nur den Ausdruck eines affirmativen Mainstreams zu sehen, der erneut auf Besserung bzw. Heilung abstellt und auf professionelle Distanz/Konfrontation für das Gebot der Stunde hält, wäre meines Erachtens verkürzt.

„Empowerment“ ist nämlich im Zuge der sich in den 1990er Jahren vollziehenden Neuausrichtung des Sozialstaates, an der ja zahlreiche Wortführer_innen der sozialen Bewegungen der 1960er und 80er Jahre beteiligt waren, selbst zu einem problematischen Konzept geworden. Problematisch zunächst deshalb, weil es nicht einfach gegen Bemühungen in allen sozialstaatlichen Handlungsfeldern abgegrenzt werden kann, Leistungsbezieher_innen zu aktivieren und Selbsthilfepotentiale im Sinne der Haushaltskonsolidierung zu erschließen (vgl. Bröckling 2004: 180ff.). Außerdem setzt Empowerment einen Autonomie- und Subjekt-Begriff voraus, der, wie ich oben

angeschnitten habe, von Derrida u.a. massiv in Frage gestellt wurde. Ich wage hier einmal die steile Behauptung, dass die in der progressiven Sozialen Arbeit und DS kultivierte Staats-, Bürokratie und Expertenkritik sie zugleich anfällig gemacht hat für die neuen, „alten“ Regierungsformen, die auf marktwirtschaftliche De-Regulierung, schlanke Hierarchien und paternalistische Zuwendung setzen. Zentraler Prüfstein für das Label „kritisch“ muss deshalb meiner Ansicht nach sein, inwiefern DS bzw. Soziale Arbeit in der Lage sind, die skizzierten Zusammenhänge selbstreflexiv einzuholen und produktiv im Sinne einer neuerlichen Politisierung zu wenden. Anzeichen für eine solche Auseinandersetzung sind in beiden Perspektiven zu finden. Allerdings dominiert ein etwas selbstgerechtes Insistieren auf den Unterschieden zwischen Empowerment- und Aktivierungsstrategien. Noch zu häufig wird die aktivierungsstaatliche Indienstnahme von Konzepten und Handlungsansätzen, die ihre Wurzeln in der Bürgerrechtsbewegung haben, als eine Art „feindliche Übernahme“ hingestellt. Das wird dem historischen Prozess allerdings nicht gerecht.

Dass die Soziale Arbeit - und vermutlich auch die DS - auf ein „berufsethische(s) Überzeugungsmodell“ (Herringer 2010: 81) nicht verzichten kann, scheint mir allerdings auf der Hand zu liegen. Welches könnte sich hier als Alternative anbieten? Ich komme zu einigen abschließenden Überlegungen.

4 „Helfende Beziehung“ – oder „Einem Menschen begegnen heißt, von einem Rätsel wachgehalten zu werden“

Vertreter des „Dialogischen Prinzips“ in der Sozialen Arbeit berufen sich in ihren Beiträgen regelmäßig auf Martin Buber und Paulo Freire, um ihre Grundpositionen und Zugänge einer solidarischen, auf Verdinglichung ihres Gegenübers weitgehend verzichtendes Professionsmodell auszuweisen. Weder Buber noch Freire haben sich jedoch einer dekonstruktivistische Perspektive verschrieben und eben so wenig haben sie die Wandlungen des neoliberalen Sozialstaats vor Augen gehabt. Ihr Denken blieb im Wesentlichen der klassischen Moderne verhaftet.

Deutlich seltener wird Emmanuel Levinas' „Ethik des Anderen“ als mögliches Fundament angeführt, obwohl dieser sich in sehr viel klarer Weise vom Humanismus alter Prägung distanziert. Ähnlich wie Alfred Schütz, und in seiner Folge auch Berger/Luckmann, geht Levinas von Husserls Wesensschau aus. Aber ihn treibt nicht die Frage nach einer handlungstheoretischen Grundlegung moderner Soziologie um. Ihm schwebt nichts Geringeres als die ethische Fundierung der Philosophie angesichts der Shoa vor.

Ich kann hier nicht seinen mitunter recht verwinkelten und sprachlich ungewohnten Ausführungen im Detail nachgehen, sondern will mit Zygmunt Bauman, Jaques Derrida, und Eric Mühlrel nur einige Grundlinien seiner Ethik skizzieren. Dabei will ich herausarbeiten, dass die Ethik des Anderen sowohl mit der herkömmlichen Institutionen-Kritik von DS und Sozialer Arbeit als auch mit einer radikal-(de)konstruktivistischen Perspektive gut zu vereinbaren ist. Nicht zuletzt aber kann sie dazu dienen, einen neuen Begriff der „helfenden

Beziehung“ zu entwickeln, der weder in paternalistische Fürsorglichkeit zurückfällt noch seine Hoffnungen in das zu emanzipierende bzw. zu politisierende Subjekt setzt. Inwieweit sie mit der Idee der „Assistenz“ zusammen passt, können wir vielleicht anschließend noch gemeinsam diskutieren.

Zygmunt Bauman (1992: 240) hat sich in seiner Untersuchung der systematischen Ausschaltung moralischer Impulse in bürokratischen Organisationen des NS an zentraler Stelle auf Levinas bezogen. Das machtlose „Antlitz des Anderen“, von dem noch vor jeder sprachlichen Äußerung ein unüberhörbarer Appell an das Gegenüber ausgeht, ist laut Levinas der Urgrund aller Verantwortung. Es setzt, so erläutert Bauman, „dem Ringen um Existenz die Grenze und bietet gleichzeitig die ultimative Freiheit, die Freiheit gegenüber Fremdbestimmung und Abhängigkeit“ (a.a.O.). Gerade deshalb versuchen bürokratische Organisationen, die der Rationalität verpflichtet sind, die Gewärtigung des Antlitzes wo sie können zu unterbinden. Sie erreichen dies laut Bauman durch drei zentrale Operationen: Indem sie 1. die Distanz zwischen dem Handeln und seinen Folgen maximieren, 2. „ein(en) Teil der ‚Anderen‘ (...) aus der Gruppe jener potentiellen ‚Antlitze‘, die moralisches Verhalten auf sich ziehen, ausgrenz(en)“ (ebd: 241) und 3. die Adressaten des Handelns zu Gruppen mit einheitlichen Merkmalen zusammenschließen. Institutionen, die sich dem radikalen Humanismus Levinas' verpflichtet fühlen, müssen sich deshalb bemühen, so lässt sich schlussfolgern, diese Prozesse immer wieder zu unterlaufen. Sie müssen Störungen, die durch das Gewahrwerden der „Antlitze“ im organisatorischen Ablauf verursacht werden, nicht nur zulassen, sondern sie durch Kleinhalten der drei Operationen regelrecht erzeugen.

Derrida führt das Thema des Antlitzes in seiner Lektüre von Levinas' „Totalität und Unendlichkeit“ mit folgenden Worten ein: „Das Ich ist das Selbst. Die Andersheit oder die innere Negativität des Ichs, die innere Differenz ist nur ein Schein: eine *Illusion*, ein ‚Spiel des Selbst‘, der ‚Selbstwertungsmodus‘ des Ichs, dessen wesentliche Momente sich Körper, Besitz, Haus, Ökonomie usw. nennen.“ (Derrida 1979: 144) Was hier so lapidar daher kommt, ist nichts Geringeres als eine Abkehr vom aufgeklärten Subjekt als Ausgangs- und Fluchtpunkt jeder Professionsethik. Die Begegnung mit dem „Anderen“ führt weder zur Verschmelzung des Bewusstseins noch zur Selbsterkenntnis. Sie vollzieht sich als Trennung, nicht als „Kontakt“ - und gerade dadurch kann sie zum Ursprung aller Verantwortung werden. Das „Zusammensein als Getrenntsein“, geht, wie Derrida es ausdrückt, „der Gesellschaft, der Kollektivität, der Gemeinschaft voraus und über sie hinaus“ (147). Das affektive Bedürfnis hat mit der „Begegnung“ nichts zu tun, weil es auf Selbstvollendung abzielt und den „Anderen“ in der Identität des Selbst auflöst. Die Begegnung mit dem „Anderen“ ruft vielmehr die „Begierde“ wach. Diese ist unerschöpflich und lässt keine Rückkehr zu. Aber gerade deshalb ist sie gleichbedeutend mit Freiheit. Das klingt vielleicht etwas hochtrabend. Klar geworden sein sollte allerdings, dass die von Derrida bei Levinas ausgemachte ethische Grundfigur ein wirksames Korrektiv gegen jeden humanwissenschaftlichen Versuch darstellen kann, den „Anderen“ durch Kategorisierungen, Vereinheitlichungen und einfühlsames Verstehen „dingfest“ und damit gleich zu machen.

Und wie steht es mit der professionellen Helfer_innen-Beziehung im Lichte der Levinasschen Ethik? Eric Mührel formuliert eine nur oberflächlich betrachtet bescheidene Antwort auf diese zentrale Frage. Soziale Arbeit täte gut daran, das Primat der Begegnung mit dem „Anderen“ zu achten und sich auf „Gastfreundschaft“ zu verlegen. Im Begriff der „Gastfreundschaft“ scheint mir nicht nur der ambivalente Charakter enthalten zu sein, der in die Handlungsstruktur Sozialer Arbeit eingeschrieben ist: Gastfreundschaft ist schwierig ohne Wirt zu denken, der Wirt aber ist wesentlich Mit-Mensch und ist als solcher zur Verantwortung aufgerufen. Der Aufruf erfolgt dabei, wie Mührel bezugnehmend auf „Ethik und Unendliches“ ausführt, aus einem Raum der Höhe. Die Macht-Asymmetrie der „helfenden Beziehung“ wird dabei durch die gewaltlose Autorität, die vom „Anderen“ ausgeht, gleichsam umgekehrt. Das „Gastmahl“ erweist sich damit als die dialogische Ursituation schlechthin. Sie kann ermöglicht, zugelassen werden. Planen und zweckrational steuern lässt sie sich dagegen kaum. Was geschehen wird, bleibt ungewiss. Die Zukunft ist als bloße „Spur“ im Augenblick vorhanden. Mit Mührel gesprochen: „Die grundlegende Botschaft Sozialer Arbeit, dem Anderen Gerechtigkeit widerfahren und *sein Gesicht nicht vor den Vielen erbleichen* zu lassen, die sich in ihrer Ethik der Gastfreundschaft ausdrückt, ist die verbindende und einigende Kraft ihrer Praxis, Lehre und Wissenschaft.“ (Mührel 2003: 82)

„Einem Menschen begegnen heißt, von einem Rätsel wachgehalten zu werden“ (Levinas zit. nach Mührel 2003: 78) - Was für ein gehaltvoller Leitspruch. Einer für die DS und die Soziale Arbeit?

Literatur:

Arendt, Hannah (2003) [1970]: Macht und Gewalt. 15. Aufl. München: Piper.

Bauman, Zygmunt (1992): Die soziale Manipulation der Moral. Moralisierung der Handelnden, Adiaphorisierung des Handelns. In: Ders.: Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg: Europäische Verlags-Anstalt.

Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.: Fischer.

Bröckling, Ulrich (2004). Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Dannebeck, Clemens (2012): Von der Kritik der Disziplin zu einer Disziplin der Kritik? Ansichten zum kritischen Potenzial der Disability Studies“. In: Ahnhorn, Roland; Bettinger, Frank; Horlacher, Cornelis; Rathgeber, Kerstin (Hrsg.): Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS-Verlag.

Derrida, Jaques (1976): Gewalt und Metaphysik. Essay über das Denken Emmanuel Levinas. In: Ders.: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Dörner, Klaus (2011): De-Institutionalisierung im Lichte von Selbstbestimmung und Selbstüberlassung – Absichten, Einsichten und Aussichten entlang der Sozialen Frage. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte!? Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 27. November 2007. Online abzurufen unter: http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/dorner_deinstitutionalisierung.pdf (Zugriff: 18.10.2014)

Ebbinghaus, Angelika (Hrsg.) (1987): Opfer und Täterinnen. Frauenbiografien des Nationalsozialismus. Nördlingen: Greno.

Enggruber, Ruth (o.J.): Kritische Notizen zum Empowerment-Konzept in der Sozialen Arbeit. Online abrufbar unter: https://soz-kult.fh-duesseldorf.de/members/saramadjlessiroudi/eggruber_empowerment_kritische_notizen (Zugriff: 19.10.2014)

Hermes, Gisela (2010): Förderung der Selbstbestimmung durch Empowerment: Erfahrungen aus der Praxis. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Aspekte und Perspektiven der Disability Studiens“, Universität Hamburg, 12.01.2010.

Herriger, Norbert (2010): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 4. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer.

Kleve, Heiko (2007): Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft 2. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag.

Kraushaar, Wolfgang (2000): 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur. Hamburg: Hamburger Edition.

Lutz, Tilman (2010): Strenge Zucht und Liebe : die pädagogischen Arrangements im Rauhen Haus in den 1950ern und 1960ern. München: Kleine-Verlag.

Mührel, Eric (2003): Zu einer Ethik der Gastfreundschaft als Fundament Sozialer Arbeit. Überlegungen in Anlehnung an das Werk E. Lévinas. In: Ders. (Hrsg.): Ethik und Menschenbild der Sozialen Arbeit. Essen: Blaue Eule, S. 73-83.

der Sozialen Arbeit. Essen 2003Steinfeld, Thomas (2010): Zum Tod von Jacques Derrida. Die Erfahrung des Unmöglichen. Süddeutsche Zeitung vom 19. Mai 2010.

Wunder, Michael (2013): Vorwort. In: Engelbracht, Gerda; Hauser, Andrea: Mitten in Hamburg. Die Alsterdorfer Anstalten 1945-1979. Stuttgart: Kohlhammer.

Wolf, Klaus (1999): Machtprozesse in der Heimerziehung. Eine qualitative Studie über ein Setting klassischer Heimerziehung. Münster: Votum.